

wir

DIE ZEITUNG VON MENSCHEN
MIT UND OHNE BEHINDERUNGEN

mittendrin



Wer bist du?

Ein Jahr lang erschien jede Woche ein Foto meines schwerst-mehrfachbehinderten Sohnes im Zeit-Magazin, gemeinsam mit der Frage „Wer bist du?“. Vordergründig habe ich sie an meinen Sohn Friedrich gerichtet, dahinter steckte eine andere Frage: Wie ich eine Verbindung zu ihm herstellen kann, erkennen kann, wer er ist. Was für einen Charakter hat er, was ist ihm wichtig, nimmt er mich überhaupt wahr?

Friedrich, heute 15, ist nach einem massiven Zelltod im Gehirn, bedingt durch Sauerstoffmangel bei seiner Geburt, „global retardiert“. Er hat sich seither kaum weiterentwickelt und kann die meisten Dinge, die für uns

selbstverständlich sind, nie erlernen. Ein anderer Begriff für seinen Zustand ist „infantile Zerebralparese“, das ist eine kindliche Hirnlähmung. Medizinisch kann man Friedrichs Zustand in seitenlangen Befunden beschreiben, die für den Laien nur mit Mühe zu verstehen sind.

Aber welche Bedeutung haben diese Begriffe in der Beziehung zwischen ihm und mir, seinem Vater?

Wer bist du? Das ist deshalb auch eine Frage von ihm an mich, selbst wenn er mir diese bewusst niemals stellen wird.

3

Florian Jaenicke ist freischaffender Fotograf. Nach Stationen in London und Hamburg lebt er heute mit seiner Familie in München.

AUTISMUS

Alles andere als normal

Durch den Asperger-Autismus ist Elena Riedmayer anders. Digitale Medien sind ihre Verbindung zur Außenwelt. Mit deren Hilfe gibt sie Einblick in ihr Leben, das alles andere als normal ist.

2

GESELLSCHAFT

(K)ein Tag wie jeder andere?

Holger Kiesel ist der Beauftragte für die Belange von Menschen mit Behinderungen der Bayerischen Staatsregierung. Er findet: Der Tag der Menschen mit Behinderungen ist auch heute noch aktuell.

4

MITBESTIMMUNG

Zusammenleben braucht Regeln

Laute Musik, Alkohol und Filmkonsum: Jugendliche und Betreuer haben gemeinsam Regeln für ein funktionierendes Zusammenleben entwickelt, ein Werk aus vielen Puzzleteilen.

7

KREATIVITÄT

Schreiben verbindet

Nevin Aslan schreibt in zwei Sprachen. Die kreativen Texte sind nicht nur preisverdächtig, sondern für sie auch wichtige Verbindung zwischen Lebensort und Herkunftsland.

10

AUTISMUS

„Für mich: alles stinknormal“

Mein Name ist Elena. Ich bin 27 Jahre alt und wohne in Ravensburg. Ich bin eine Asperger-Autistin.

Mein Alltag ist wie folgt: Ich stehe meistens zwischen 14 und 17 Uhr auf. Es kommt auf die Jahreszeit und die Helligkeit an. Dann melde ich mich bei meiner Mutter, am Wochenende melde ich mich bei meinem Papa, da ist er nicht beim Arbeiten. Danach rufe ich meine Großeltern das erste Mal an. Dann gehe ich an den PC bis Mama mir hilft mein „Frühstück-Mittag-Abendessen“ zu machen. Anschließend wieder an meinen PC, dort mache ich alles was meinen Austausch mit der Außenwelt betrifft. Dann rufe ich nochmals Opa und Oma an, um ihnen gute Nacht zu sagen. Ich selbst arbeite noch weiter bis circa 4 Uhr nachts, und gehe dann erst ins Bett.

Die Alltagsprobleme

Ich bin orientierungslos in Raum und Zeit, meine Wahrnehmung funktioniert anders als bei den meisten Menschen. Ich bin gesichtsblind. Das heißt ich kann keine Gesichter von Menschen unterscheiden. Für mich sehen alle aus wie graue Klöppe. Berührungen sind für mich unerträglich schmerzhaft (außer von meinen Eltern). Außerdem sehr problematisch ist für mich helles Licht und Wasser. Meine Sinne sind viel, viel empfindlicher, als bei den meisten Menschen: Gerüche, Geräusche, detailliertes Sehen, Tasten und „jeden Krümel“ spüre ich intensiver. Ich denke eher in Bildern als in Worten. Ich

brauche einen geregelten Tagesablauf, alles muss nach Plan gehen, Änderungen bringen mich durcheinander. Ich benötige viel Schlaf – bis zu zehn Stunden. Ich liebe Tiere, vor allem mein Kaninchen Leo.

Verbindung: Internet

Aus dem Haus gehen kann ich nur mit Begleitung. Einmal in der Woche kommt jemand vom Pflegedienst und geht mit mir zum Einkaufen oder andere Besorgungen machen. Das muss ich auf Anordnung meiner Eltern seit drei Jahren üben, damit ich im Rahmen meiner Möglichkeiten selbstständig werden kann. Vor Corona bin ich mitgegangen, zurzeit gehe ich gar nicht mehr raus, da die Masken mir zusätzlich Probleme und Angst machen. Im Laden erkenne ich nicht einmal meine Mutter. Meine Verbindung zur Außenwelt ist das Internet und meine Familie inklusive meiner Pateneltern. Ich telefoniere viel. Mein Neurologe beziehungsweise Psychiater ist super. Er hilft mir viel. Er

ist für mich eine große Unterstützung.

Wie eine Flut

Wenn die Welt mich überflutet, zum Beispiel durch laute Geräusche (Feuerwerksraketen, laute Radios oder Gebrüll) und ich nicht genug geschlafen habe, dann kann es sein, dass ich einen Overload bekomme. Ich habe dann entsetzliche Kopfschmerzen (schlimmer als Migräne). In den meisten Fällen sind die Schmerzen so intensiv, dass nach dem Anfall für drei bis fünf Tage meine Stimme und die Motorik fast weg sind. Dann muss ich mit meiner Mama mit Händen und Zetteln kommunizieren und sie muss mir beim Essen und Trinken helfen. Ich habe dann null Kraft. Nach ein paar Tagen beginne ich zu husten, wir sagen dann immer „das Gehirn hustet sich frei“. Dann kommen die Funktionen zurück. Meine Mutter ist meine Übersetzerin von der Welt da draußen zu meiner Welt. Wir üben immer wieder: „Wie schaut der und der,

was meint der und der...?“ Leider werden durch Overloads diese Übungen wieder gelöscht und wir fangen wieder bei null an.

Durch diese Behinderungen kann ich nicht an der Arbeitswelt teilhaben und bin zu Hause beziehungsweise werde zu Hause versorgt. Die Schule war für mich unerträglich, wegen den vielen Schülern und weil ich mich gar nicht konzentrieren konnte. Alles hat mich abgelenkt. Eine Ausbildung konnte ich auch nicht machen. Wobei ich nicht dümmer bin als andere. Mein IQ liegt in der Theorie bei 130, das ist hochbegabt, in der Praxis hapert es aber stark.

Infos zu Asperger bei Mädchen

Im September 2015 war mein großer Bruder in Nepal, um nach dem großen Erdbeben zu helfen. Damit er nichts von zu Hause verpasst (vor allem nicht von mir), habe ich kleine Videos auf Facebook veröffentlicht. Das hat mich erfüllt. Damals habe ich auch Infos im Netz über Asperger bei Mädchen gesucht,

aber nur Infos für Jungs gefunden. Deshalb habe ich beschlossen selbst kleine Videos zu drehen. Diese veröffentliche ich bis heute auf youtube (Ellabell la Flor). Gerne beantworte ich auch Fragen. Und wenn ihr mich näher kennen lernen wollt, gibt

es jede Woche zwei Videos von mir, da rede ich über alles was mich beschäftigt oder was sich bei mir im Leben so tut.

[YouTube: Ellabell la Flor](#)

Text/Fotos: Elena Riedmayer



Elena nennt sich Asperger-Autistin: Das Internet ist für sie eine wichtige Verbindung zur Außenwelt.



Friedrich Jaenicke ist heute 15 Jahre alt. Dinge, die für viele selbstverständlich sind, kann er nicht erlernen.

LEBEN

Wohlüberlegter Schritt

**Öffentlichkeit: Ja oder Nein?
Diese Frage stellten sich die Eltern von Friedrich.**

Soll man Friedrich oder uns Eltern bedauern, oder Mitleid empfinden? Oder geht es darum welche Erkenntnisse für das eigene Leben sich aus dem Umgang mit Menschen wie ihm ergeben? Friedrich ist ein Mensch, von dem man viel lernen kann, wenn man es nur zulässt. Menschen wie er werden viel zu oft wie medizinische Probleme und nicht wie wertvolle Mitglieder der Gesellschaft gesehen – wenn sie überhaupt gesehen werden. Mit meiner

Fotoserie hoffe ich, zeigen zu können, wie viele liebenswerten Facetten Friedrich und Menschen wie er haben. Meine Frau und ich waren sehr vorsichtig und haben lange überlegt ob wir diesen Schritt in die Öffentlichkeit wagen sollten. Keinesfalls wollten wir ein weiteres Rührstück liefern, was bestenfalls Voyeurismus bedient und vielleicht schlimmer noch unsere Familie eventuell sogar gefährdet. Außerdem konnten wir Friedrich nicht um sein Einverständnis bitten. Aber je mehr Jahre vergingen, desto deutlicher wuchs in uns das Gefühl der Isolation, da selbst gute

Freunde, aus Mangel an Berührungspunkten mit behinderten Menschen, nicht verstehen konnten, warum wir Friedrich nicht einfach in eine Einrichtung geben und ein vermeintlich einfacheres Leben führten. Es war nicht einfach die schönen, ja sogar bereichernden Aspekte unseres Lebens mit Friedrich, neben den sorgenvollen Momenten, zu zeigen und dabei weder sentimental noch verklärend zu wirken. Deshalb hat es uns sehr gefreut von so vielen Lesern zu hören, die scheinbar verstanden haben, worum es uns geht: Dass jedes Leben es wert ist, gelebt zu werden und

die Frage nicht ist, welche Optionen das Schicksal für einen bereit hält, sondern ob man fähig ist, Liebe zu schenken und zu empfangen. Eine von zwei Erkenntnissen, die mir später, während des Schreibens an meinem Buch kam, war, dass Glück dort entsteht, wo Liebe ist. Die andere ist, dass anderen zu helfen, erfüllend ist und vielleicht eine der zentralen Aufgaben, die das Leben an uns stellt. **Buchtipps: Wer bist du? Unser Leben mit Friedrich; Florian Jaenicke, Aufbau Verlag; ISBN: 978-3-351-03768-0**

Text und Fotos: Florian Jaenicke

GESELLSCHAFT

(K)ein Tag wie jeder andere?

Der 3. Dezember ist definitiv ein wichtiger Tag für mich. Schon rein beruflich. Am „Welttag der Menschen mit Behinderung“ (s. auch S. 12) finden schließlich jedes Jahr zahllose Veranstaltungen rund um die Themen meines Amtes als Beauftragter der Bayerischen Staatsregierung für die Belange der Menschen mit Behinderung statt. So Corona es zulässt, wird das auch 2020 nicht anders sein.



Dieser Tag ist auch deshalb wichtig, weil er uns allen immer wieder vor Augen führt, wie viel wir auch nach über zehn Jahren bei der Umsetzung der UN-Behindertenrechtskonvention noch zu tun haben. Arbeit, Wohnen, Schule, Freizeit, politische Teilhabe, Gesundheitsversorgung und noch viele weitere Themenfelder gibt es, in denen Inklusion noch längst nicht vollständig umgesetzt ist.

Sicherlich: Deutschland hat hier schon einiges erreicht. Wir gehen seit vielen Jahren den Weg von beengender Überfürsorge zu mehr Selbstbestimmung. Vor allem ist das Bewusstsein für die Bedürfnisse von Menschen mit Behinderungen und für Themen wie Barrierefreiheit und Teilhabe in weiten Teilen der Bevölkerung

stark gestiegen. Aber dennoch ist dieser Weg wahrlich kein ausschließlich gerader und er führt auch nicht immer nur vorwärts. Und von Inklusion als fest verankerter gesellschaftlicher Grundhaltung sind wir für ein reiches Industrieland teilweise noch erstaunlich weit entfernt.

Ein guter Indikator dafür ist meines Erachtens die Bildungspolitik. Natürlich ist es gerade auf diesem Feld in einem föderalistischen System immer schwer, für das ganze Land zu sprechen. Meine Erfahrungen in Bayern zeigen aber: je früher im Leben eines Menschen Inklusion beginnt, desto besser und nachhaltiger funktioniert sie meist – und hier ist Schule ein ganz entscheidender Faktor. Gerade auf diesem Feld können wir aber nur ernsthaft vorankommen, wenn wir auch bereit sind, eingefahrene Strukturen zu hin-

terfragen und zu verändern. Insgesamt brauchen wir also den 3. Dezember (noch), um die Anliegen und Sorgen der Menschen mit Behinderungen – und auch ihrer Angehörigen und Familien – möglichst laut und selbstbewusst – und gerne auch mal ein bisschen provokativ – vorzutragen.

Mir persönlich wäre es allerdings deutlich lieber, wir bräuchten ihn irgendwann nicht mehr, weil die Belange von Menschen mit Behinderungen an jedem Tag, immer und überall, ganz selbstverständlich mitgedacht und berücksichtigt werden.

Dann wäre der 3. Dezember (endlich) ein Tag wie jeder andere!

Text: Holger Kiesel, Beauftragter für die Belange von Menschen mit Behinderungen der Bayerischen Staatsregierung. **Foto: privat**

SELBSTSTÄNDIGKEIT

Eigene Wohnung bedeutet Freiheit

Ambulant Betreutes Wohnen in Lindau ermöglicht Menschen mit Behinderungen ein Leben in der eigenen Wohnung.

„Haben Sie Lust, heute mit mir spazieren zu gehen?“, fragt Eva Sasse ihre Klientin Frau W. Rund 20 Minuten später stehen beide vor dem gepflegten Miets- haus und brechen bei schönem Herbstwetter zu einem Spaziergang zum nahegelegenen Park auf. Was zunächst wie eine Selbstverständlichkeit klingt, ist hier eine Besonderheit. Frau W. ist seit über 30 Jahren psychisch krank und lebt in ihrer eigenen Welt. Um eine Unterbringung in einer geschlossenen stationären Einrichtung zu vermeiden, wurde 2011 Ambulant Betreutes Wohnen (ABW)



Eva Sasse (rechts) begleitet Frau W., die möglichst lange in der eigenen Wohnung leben möchte.

für sie beantragt. Seitdem wird sie regelmäßig drei Mal pro Woche von einer Mitarbeiterin der Ambulanten Dienste Lindau der Stiftung Liebenau in ihrer Wohnung besucht. Anfangs waren Absprachen mit ihr kaum möglich. Mit der Zeit fand Eva Sasse

heraus, dass sie Frau W. am ehesten um die Mittagszeit antrifft. Mittlerweile wartet Frau W. bereits auf ihre Besucherin, erkundigt sich, wann sie das nächste Mal kommt und beklagt sich, wenn diese mal im Urlaub ist. So hat sich über die Jahre vieles zum Positiven gewandelt. Nicht zuletzt durch die enge Zusammenarbeit im Hilfenetz zwischen psychiatrischer Versorgung, Pflegedienst, gesetzlichem Betreuer und ABW blieb die Lebenssituation von Frau W. die letzten Jahre stabil. Im Alltag konnten viele kleine Verbesserungen erreicht werden. Essen auf Rädern stellt die regelmäßige Ernährung sicher, Einkäufe werden gelegentlich gemeinsam erledigt und erst durch die persönliche

Begleitung nimmt Frau W. Vorsorgeuntersuchungen bei Ärzten wahr, die sie viele Jahre vermieden hat. Gibt es Konflikte mit dem Wohnumfeld, übernimmt Eva Sasse die Rolle der Vermittlerin und erklärt die Hintergründe der psychischen Erkrankung. Manchmal liest die gelernte Heilerziehungspflegerin Frau W. auch einfach nur vor oder sie machen gemeinsam mit einem anderen Klienten einen kleinen Ausflug oder gehen eben zusammen spazieren. Der größte Wunsch der freiheitsliebenden Frau: Weiterhin in ihrer eigenen Wohnung leben zu können.

Text/Foto: Angela Königer, Leitung Ambulante Dienste Lindau, Stiftung Liebenau

BARRIEREN

Diagnose sorgt für Aha-Moment

Als Kind und Jugendliche wussten weder Evelyn Sowa noch ihr Umfeld, womit ihre „introvertierte“ Art zusammenhing. Erst später brachte ihr die Diagnose Klarheit: Sie ist stark sehbeeinträchtigt und hat heute noch eine Restsehstärke von zehn Prozent.

Stille Wasser sind tief: Mit diesem Spruch beschrieb mich mein Realschuldirektor damals zum Abschluss. Zu der Zeit konnte ich mit dem Spruch nichts anfangen, doch heute frage ich mich: Ob mein Rektor wohl wusste, wie treffend der Satz war?

Ich war eine von jenen Schülern, die nicht weiter auffielen: Ich war pünktlich, ruhig und hatte stets gleichbleibend gute Noten. Beschrieben wurde ich oft als „schüchtern“, „introvertiert“, „still“, „zurückhaltend“ und das sei während der Pubertät auch ganz normal, wo man sich doch erst einmal finden müsse. Ich malte viel in meinem Block und



Mit der Diagnose konnte Evelyn Sowa ihre Schwierigkeiten im Alltag einordnen.

wirkte verträumt, begann mich immer weiter zurückzuziehen und meine Fehlzeiten wurden immer mehr. Doch weil meine Leistungen darunter nicht litten, blieb das ohne Beachtung. Mir ging es in der Zeit nicht gut. Warum? Wusste ich auch nicht. Ich funktionierte einfach und war froh, wenn keiner etwas von mir wollte. Doch auf meinen Schultern wuchs eine

unsichtbare Last und ich hatte keine Vorstellung davon, dass meine „Tiefe“ versuchte, mich mit der Ursache zu konfrontieren. Ich floh vor mir selbst und trug deshalb jahrelang eine innere Zerrissenheit mit mir: Einerseits war ich erleichtert „unsichtbar“ geworden zu sein, denn das schützte mich vor der Konfrontation mit der schmerzhaften Wahrheit. Andererseits

litt ich sehr unter dem Schmerz, dass ich nicht sein konnte, wer ich bin und teilweise schlichtweg vergessen wurde.

Erst Jahre später, nachdem ich noch Abitur, ein soziales Jahr gemacht und eine Ausbildung begonnen hatte, kam ich (endlich) an meine Grenzen und brach unter der Last auf meinen Schultern zusammen. Ich konnte nicht länger kompensieren, was immer offensichtlicher wurde: Ich habe eine starke Sehbehinderung.

So weh die Diagnose tat, es war auch mein Schlüssel, um endlich alles zu verstehen, um die Last zu verlieren und wieder zurück zu mir selbst finden zu können. Mein Umfeld reagierte sehr bestürzt: Unvorstellbar, dass ein so junger Mensch mit einer unsichtbaren Behinderung zu kämpfen hat – die Pubertät war doch für alle so viel wahrscheinlicher.

Text: Evelyn Sowa, Sozialarbeiterin, Foto: Nils Kaeding

SELBSTSTÄNDIGKEIT

Tiefe Sehnsucht nach Anerkennung

Irmgard Weiland lebt weitgehend selbstständig in einer Wohnung in Tett nang. Sie ist ein Bücherwurm, ist aber auch viel unterwegs und nutzt dabei viele kulturelle Angebote. Außerdem liebt sie es, zu reisen. Doch das alles war nicht immer so.

Ich bin als Kind oft blöd angemacht worden und es ist schlecht über mich gesprochen worden. Man hätte mich, wenn es gegangen wäre, wegen meiner Behinderung am liebsten weggesperrt. Wegen meiner Epilepsie wurde ich oft missachtet. Man stellte mich oft als Taugenichts hin. In der Schule wurde ich gehänselt und mein



Sehnsucht Reisen: Für Irmgard Weiland wird die Sehnsucht manchmal zur Wirklichkeit.

Vater verbot mir als Jugendliche Freundschaften zu Jungs. In der Zeit, in der ich aufgewachsen bin, durfte ein Mensch mit Behinderungen keine feste Beziehung haben. Kurzum man traute mir nichts zu. Niemand merkte, wie in mir die

Sehnsucht nach Anerkennung schlummerte, und der Wunsch als Mitglied in die Gesellschaft integriert zu werden. Diese Sehnsucht machte sich in mir ungefähr mit Anfang 40 breit. Ich merkte, es wird sich irgendwann etwas ändern, und

ich muss nicht mehr „strammstehen“. Eine Nachbarin, Freunde und Freundinnen haben mir geholfen, meinen Wunsch nach etwas Neuem zu erfüllen. Es dauerte noch drei Jahre bis ich von meiner Heimat wegkam. Heute bin ich froh, dass ich das geschafft habe. Ich fühle mich nicht mehr ausgeschlossen. Nun bin ich ein wertvolles Mitglied der Gesellschaft. Darauf bin ich sehr stolz.

Text: Irmgard Weiland ist am 12. November 2001 mit 45 Jahren nach Tett nang in ihre eigene Wohnung gezogen. Die Ambulanten Dienste der Stiftung Liebenau begleiten sie. Foto: Huckepack

KOMMUNIKATION

Mit Händen und ohne Füße reden



Joachim Mosch unterhält sich per Gebärden und Tablet.

Joachim Mosch ist 29 Jahre alt. Er wurde mit Down-Syndrom geboren und kann nicht sprechen. Zusammen mit 23 weiteren Personen mit geistigen Behinderungen lebt er in einem Haus der Zieglerschen am Rande der Ravensburger Innenstadt.

Doch dass er mit Händen – statt mit Worten – sprechen muss, hindert Joachim in seinem Alltag kaum. Er geht selbstständig einkaufen und mit dem Bus zur Arbeit. Dienstags trifft man die Wohngruppe dann an ihrem Stammtisch in der Ravensburger Räuberhöhle. Die Kellner

können mittlerweile auch schon die wichtigsten Gebärden: Hallo, Spezi, belegte Seele und Co sind nämlich gar nicht so schwer. „Wir sprechen mit lautsprachunterstützenden Gebärden. Im Unterschied zur Deutschen Gebärdensprache werden also einfache und markante Gebärden in den gesprochenen Satz eingebaut. So können Menschen mit geistiger Behinderung besser verstehen“, erklärt Barbara Lichtner, Einrichtungsleitung der Ravensburger Wohngruppe. „Wir haben auch die Speisekarte der Räuberhöhle mit Gebärden dargestellt. Jeder Gast kann versuchen, ohne Worte zu

bestellen.“ Denn auf Offenheit und Neugier gegenüber den Gebärden trifft Joachim oft bei Fremden. Aber kaum jemand kann ihm bisher auch mit Gebärden antworten. Das können Tablets mit der Gebärdensammlung „Schau doch meine Hände an“ ändern. Gemeinsam kann so das entsprechende Wort vorgelesen, als Gebärde oder als Symbol gezeigt werden. Joachim freut sich über die Möglichkeit: „So kann ich mich überall unterhalten.“

Text/Foto: Vanessa Lang, Pressestelle bei den Zieglerschen

MITBESTIMMUNG

Zusammen leben und arbeiten – ein „Puzzlespiel“

Gemeinsam mit den Mitarbeitern haben Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene wichtige Orientierungspunkte für ein gutes Miteinander zusammengetragen. Der Flyer enthält ausgehandelte Regeln oder gesetzlich vorgeschriebene Aussagen zum Kinder- und Jugendschutz für alle 13 Wohngemeinschaften des Bereichs Kinder, Jugend und junge Erwachsene der Stiftung Liebenau. Julia Mayr berichtet von der Arbeitsgruppe. Sie lebt in einer Wohngemeinschaft der Stiftung Liebenau in Tettnang. Auch hier haben die gemeinsam beschlossenen Regeln Gültigkeit.

Gabi Luhr und Stephan Becker kamen vor zwei Jahren auf uns zu und haben darum gebeten, aufzuschreiben, was an unserer bisherigen Hausordnung gut funktioniert und für alle verständlich ist. Darüber hinaus sollten Veränderungswünsche formuliert werden und der teilweise schwierige und lange Text verständlicher gemacht werden.



Die Arbeitsgruppe entwickelte gemeinsam Regeln fürs Zusammenleben.

Daraufhin haben wir uns alle Gedanken gemacht. Einzelne haben eigene Zettel geschrieben, wie zum Beispiel: „Es sollten nach 21 Uhr keine Musikboxen mehr laufen, weil es immer zu laut ist. Denjenigen, die sich nicht daranhalten, sollten sie auch mal abgenommen werden.“ Andere haben gemeinsam als Wohngemeinschaft ihre Wünsche aufgeschrieben. „Wir wünschen uns WLAN für alle. Ein zusätzlicher Internet-PC wäre schön. Oft ist die Musik abends vor der Cafeteria oder im Hausgang zu laut. Jede

Gruppe braucht einen Vertreter für den Jugend- und Bewohnerrat. Alkohol sollte strenger kontrolliert werden. Ein Aufenthaltsraum mit Musik oder ein Freizeitcafé wäre schön, wie das Schülercafé in der Schule.“ Alle diese Ideen und Vorschläge wurden dann in der Arbeitsgruppe diskutiert. Ziel war es, zehn Regeln festzulegen und in leicht verständlicher Sprache aufzuschreiben. Ganz wichtig war für alle der respektvolle Umgang miteinander. Die gemeinsam festgelegten Punkte wurden in Zweiergruppen von je

einem Jugendlichen und einem Mitarbeiter bearbeitet und daraus Textvorschläge gemacht. Dann konnten alle ihre Meinung dazu sagen und Änderungen wurden abgestimmt. Manchmal gab es viele Diskussionen wie zum Beispiel beim Thema Spiele und Filme ab 18 Jahren oder ohne Altersfreigabe: Obwohl auch junge Erwachsene in den Wohngemeinschaften leben, haben sich alle zum Schutz der Jüngeren darauf geeinigt, auf sie zu verzichten. Ebenso auf Musik, bei der viele beleidigende Ausdrücke benutzt werden. Jeder Punkt wurde dann zu einem Puzzleteil. Zusammengesetzt ergeben sie die neuen Regeln für ein gutes Miteinander. Wegen der Coronakrise gibt es mehrere kleinere Treffen, bei denen alle Regeln von der Arbeitsgruppe vorgestellt werden. Danach bekommen die Wohngemeinschaften die frisch gedruckten Flyer und Plakate ausgehändigt.

Foto: Tengiz Kalichava



AUFARBEITUNG

Ein Stück Würde zurückbekommen

Die „Stiftung Anerkennung und Hilfe“ richtet sich seit 2017 an Menschen, die zwischen 1945 und 1975 als Kinder und Jugendliche in Einrichtungen der Behindertenhilfe oder Psychiatrie gelebt haben, und in der Zeit Unrecht in Form von Gewalt, Stigmatisierung, Missbrauch und Zwangsunterbringung erfahren haben.

Eine Ausgleichszahlung soll erfahrenes Unrecht anerkennen und das heutige Leben der Betroffenen leichter machen. Die bundesweite Stiftung Anerkennung und Hilfe ist für Baden-Württemberg beim Sozialverband VdK in Stuttgart. Bis Ende Dezember 2020 können Anträge von betroffenen Personen selbst oder der gesetzlichen Betreuungsperson gestellt werden. Im Auftrag der Stiftung Liebenau wurden die gesetzlichen Betreuer angeschrieben und über die Stiftung Anerkennung und Hilfe informiert. Für Personen, die nicht selbst über ihre früheren Erfahrungen erzählen können oder für die die Erinnerungen zu belastend sind, habe ich in der Sache recherchiert: in alten Unterlagen, Berichten und dem Buch „Das Schweigen dahinter“. Dieses Buch fasst Forschungsergebnisse einer im Auftrag der Stiftung Liebenau

durchgeführten Studie zusammen. Diese Recherche und der persönliche Kontakt zu den Betroffenen bilden die Grundlage für ein Gutachten. Hierfür kommt die zuständige Sachbearbeiterin von der Stiftung Anerkennung und Hilfe in die jeweilige Einrichtung. Der finanzielle Ausgleich kann erfahrenes Leid und Unrecht nicht ungeschehen machen. Die Auseinandersetzung mit dem Thema und die Anerkennung dessen, was geschehen ist, gibt den Betroffenen ein Stück Würde zurück, die man ihnen genommen hat.

Die Antragsstellung ist bis Ende Dezember 2020 (vorbehaltlich bis 30.06.2021) bei der Stiftung Anerkennung und Hilfe möglich. Kontakt: www.stiftung-erkennung-und-hilfe.de

Text: Gerlinde Walka, Heilpädagogin, Stiftung Liebenau

Erfahrungen mit Gewalt

Manfred Leuschner (Name geändert) schildert Ruth Hofmann seine Erfahrungen mit Gewalt in diversen Einrichtungen.

Herr Leuschner, Sie sind heute 69 Jahre alt und wohnen in der Stiftung Liebenau in Rosenharz. Schon als Kleinkind sind Sie ins Heim gekommen, was haben Sie erlebt?

Ich bekam Schläge. Von den Schwestern in Ingerkingen. Auch andere Kinder haben mich geschlagen. Einer, Anton hat er geheißen, der hat mir die Gurgel zugedrückt, damit ich nicht schreien kann. Dann bin ich nach Weißenau gekommen, weil ich nervenkrank war. Eine Schwester hat mich in der Badewanne unter Wasser gedrückt, weil ich ‚gebubelet‘ habe. Ich hatte da eine Zelle, kein Zimmer, kein normales Bett. Die Tür war abgeschlossen. Da habe ich auch Theater gespielt, eine Weihnachtsgeschichte, das war schön.

Wie ging es dann für Sie weiter?

Ich bin zu meiner Mutter nach Göppingen gekommen. Aber nur für einen Tag. Ich habe geschrien: ‚Ich will bei dir bleiben.‘ Aber das ist nicht gegangen. Ich kam in ein Kinderheim bei Crailsheim. Das war so ein nettes Kinderheim. Die Nonnen waren freundlich. Dort habe ich auch Besuch von meinen Eltern bekommen. Von da bin ich nach Ellwangen gekommen, auch ein Kinderheim. Die Nonnen waren streng. Ich habe oft Schläge bekommen. Weil ich meine Hosen vollmachte, musste ich die vollen Unterhosen von allen waschen.

Wie alt waren Sie dann, als Sie zur Stiftung Liebenau kamen?

Da war ich zehn. Ich war in der Schule, von der ersten bis zur fünften Klasse. Wir haben da auch Theater gespielt, ich war das ‚Schwäble‘ ... *[rezitiert einige Sätze der Rolle von damals]*. Einmal durfte ich mir was wünschen. Ich wollte nach Ravensburg. Beim Zengerle habe ich gesehen, wie Kerzen gemacht werden. Ein Pfleger, der war schlimm. Ich habe geraucht, und er hat mir in den Magen geschlagen. Dabei hat er selber geraucht. Ich habe starke Mittel bekommen, die haben mich müde gemacht. Ich habe sie weggeschmissen oder in der Backe behalten. Da hat er mich am Bett festgebunden. Ich habe ihn bei Dr. Ehrmann *(langjähriger Arzt der Stiftung Liebenau; Anm. d. Red.)* angezeigt und der hat mir geholfen. Ich bin in eine andere Gruppe gekommen. Da war es schön.

War Liebenau Ihre letzte Station?

Für eineinhalb Jahre war ich noch in Bad Schussenried. Da habe ich Elektroschocks gekriegt. Und von da kam ich auch noch ins Landeskrankenhaus Christophsbad in Göppingen. Da waren die Pfleger freundlich, sehr freundlich. Und meine Mutter hat mich besucht. Und dann bin ich wieder zurück in die Stiftung.

Herr Leuschner, es gab sehr schwere Zeiten in Ihrem Leben.

Oft denke ich nicht mehr dran. Ich wohne jetzt in einem schönen Haus und es geht mir gut.

Als Anerkennung für das Unrecht, das Sie erleiden mussten, bekamen Sie mit Hilfe der Stiftung Liebenau 14.000 Euro. Was werden Sie mit dem Geld machen?

Einen Fernseher habe ich mir schon gekauft, einen ganz großen. Und einen Fernsehsessel möchte ich noch. Dann will ich eine Woche zu „Hand in Hand“ *(Ferienhaus für Menschen mit Behinderungen; Anm. d. Red.)*. Da machen sie auch Ausflüge mit mir. Zuletzt möchte ich eine Beerdigung in einem Sarg. Das kostet auch Geld. Ich will nicht verbrannt werden. Auf dem Grab soll ein Bild von mir sein.

REISEN

Einmal Tirol und zurück



Über die ganze Welt sind die interreligiösen Arche-Lebensgemeinschaften verteilt. Unter den europäischen ist auch die Arche Ravensburg zu finden. Für Urlaube mit den Bewohnerinnen und Bewohnern tauschen oder teilen sie ihre Häuser mit den anderen Lebensgemeinschaften. In diesem Jahr ging es für eine Ravensburger Gruppe von Männern nach Tirol, wo man sie warmherzig empfangen hat.

Reisen ist befreiend und manchmal auch ein bisschen anstrengend. Doch alle Anstrengungen wurden von herrlich wunderbaren Momenten überlagert. Die Tage begannen mit Spaß und Lachkrämpfen am Frühstückstisch, die das Essen fast unmöglich machten. Einzigartige Momente bereicherten auch die

Wanderung zur Bergeralm am Brenner, die mit Elan begonnen, dann aber bald mit der Frage unterbrochen wurde, wann man denn endlich da sei. Auch die Schönheit der Natur, das Zusammenhalten an schwierigen Passagen, die gemeinsame Überwindung gefühlter Grenzen und die ständige Freude, mit den anderen unterwegs zu sein, machten den Urlaub zu etwas ganz Besonderem. Das Wetter war anfangs „nicht so gut“, im Laufe der Woche jedoch „schön heiß“, so die Männer.

Dankbar waren wir für die Gastfreundschaft und Hilfsbereitschaft der Arche Tirol, die uns gemeinsam eine tolle Woche ermöglicht hat.

Text: Alexander Schorn
Fotos: Benedikt Lochmaier,
beide Arche Ravensburg



FREIZEIT UND KULTUR

Mit der Türmerin durch die historische Stadt

Türmerin Regina Nabholz, Gattin des Strumpfstrickers Lorenz Nabholz, führt durch die Geschichte der Stadt Ravensburg. Gespielt wird sie von Schauspielerinnen vom Theater Ravensburg: Sie sprechen im Deutsch des 18. Jahrhunderts und sind passend kostümiert.

Viele Hausierer, Vaganten und Bettler kamen in die Stadt. Sie wurden im Heilig-Geist-Spital verpflegt. Dieses Spital wird noch heute als Krankenhaus genutzt. Der Bach wurde von den Gerbern und den Leinenwebern genutzt, die das Wasser für ihr Handwerk brauchten. Es gab einen Getreide- und Viehmarkt und es gab auch die Fischbank. Dort konnte man jeglichen Fisch erstehen. Die Frau des Bürgermeisters besaß ein Privileg: Sie hatte in einem Brunnen eine eigene Reuse für ihre Fische, die sie nach einem alten Rezept kochen ließ. Im Bereich, in welchem noch heute der Markt aufgebaut wird, wohnten die wohlhabenden Bürger, zum Beispiel die Senatoren. Der Bürgermeister besaß acht Pferde und züchtete Seiden-

raupen. Auch heute kein alltägliches Hobby. Seine Gattin sammelte Parfümfläschchen und nahm Unterricht bei einem französischen Tanzlehrer. Das Haus, in dem der Bürgermeister wohnte, ist heute das Museum Ravensburger. Die Bürgermeister waren im Wechsel katholisch und evangelisch. Auch die Ratsherren waren zur Hälfte katho-

lisch und evangelisch. Der Ratssaal war auch der Gerichtssaal. Eine Frau wurde zum Beispiel beschuldigt, ihr Kind vor der Stadt ertränkt zu haben. Deshalb lautete das Urteil: Enthauptung durch das Schwert durch den Scharfrichter. Im Obertor hing die Sünderglocke. Die läutete, wenn jemand hingerichtet wurde. Solche Ereignisse ließen

die gesamte Stadt zusammenkommen. So, wie wenn heute ein bekannter Sänger ein Konzert gibt. Es gab ja weder Fernsehen noch Kino, also wenig Unterhaltung. Im Gerichtssaal sieht man schöne bunte Glasfenster. Auch das Bild von dem Richter, der bei dieser Person das Urteil fällte. Heute: Jeder kann Bürgermeister werden, egal ob katholisch oder evangelisch. Es gibt bei Verurteilung statt Enthaupten Gefängnis oder Geldstrafe. Die Todesstrafe gibt es noch, zum Beispiel in Amerika. Aber: Wenn jemand schuldunfähig ist, muss derjenige in die Psychiatrie.

Text: Ingrun Mathauer ist kunst- und kulturinteressiert. Sie lebt im Fachzentrum Rosenharz der Stiftung Liebenau.
Foto: Stadt Ravensburg





Fix, der Therapiehund, nimmt Menschen an, genauso wie sie sind.

ARBEIT

Fix, der tägliche Begleiter

Therapiehunde nehmen Menschen einfach an, wie sie sind. Sie nehmen Stimmungen und Gefühle des Gegenübers auf, stellen keine Anforderungen und haben keine Erwartungen. Jeden Tag aufs Neue können sie Geborgenheit, Wärme, Nähe und Sicherheit vermitteln. Einer von ihnen ist Fix.

Fix ist ein neunjähriger Border-Collie-Mischling. Er ist sehr aufmerksam und liebt es neue Tricks zu lernen. Vom Musterschüler wird er aber auch gern einmal zum Klassenclown und bringt die Menschen zum Lachen. Und wenn sein Gegenüber eher die Ruhe als die Action sucht, wird er von einem auf den anderen Moment zum Schmuschhund und liebt es, sich von oben bis unten kraulen und massieren zu lassen. Genau diese Eigenschaften machen ihn zu einem tollen Therapiehund.

Fix, der Musterschüler

Und darum absolvierten Fix und ich die Ausbildung zum Therapie- und Begleithund. Dabei wird nicht nur das Wesen und die Eigenschaft des Hundes gründlich getestet,

sondern auch das Wissen und die Empathie der Hundebesitzer.

Inzwischen geht Fix schon seit acht Jahren mit ins AIP der Stiftung Liebenau. Er gehört einfach dazu. Alle Beschäftigten kennen ihn sehr gut und zeigen keinerlei Angst. Er geht auf jeden fröhlich zu, begrüßt dabei mit seiner offenen, lustigen und liebevollen Art. Wie die Beschäftigten Kontakt zu Fix aufnehmen, ist sehr unterschiedlich. Bei einigen darf er Pfötchen geben, andere kuscheln und streicheln oder machen lustige Tricks mit ihm: zum Beispiel auf den Hinterbeinen tanzen, Rolle machen oder sich „high five“ geben lassen.

Durch die Begegnung mit Fix, beginnen viele zu sprechen und zu erzählen, er bringt Bewegung in die Menschen und fördert die Achtsamkeit für die Beschäftigten selbst und für ihr Gegenüber. Er stärkt sie in ihrem Selbstbewusstsein etwa bei gemeinsamen Tricks oder beim selbstständigen Führen an der Leine.

Text und Foto: Simone Denes, Fachdienst Arbeitsintegrationsprojekt (AIP) Geiselharz der Stiftung Liebenau.

LEBEN

Wahre Träume!?

Das möchte ich noch erleben:

- Auf dem Computer schreiben lernen.
- Ein Brief über Meersburg und den Bodensee auf dem Computer schreiben.
- Ich möchte 100 Jahre auf einem Pferd reiten. Und ich möchte den Menschen zeigen, wie ich auf dem Pferd sitze und stehe.
- Ich möchte mehr über das Gärtnern und das Rasenmähen lernen.
- Ich möchte mich um ganz viele Tiere kümmern (Hund, Pferd, Katze, Hase, Papageien, Adler).
- Ich möchte über meine Mama schreiben, denn ich vermisse sie sehr. Meine Mama ist gestorben. Ich möchte wissen, wo meine Mama begraben ist. Mein Herz ist zerbrochen – 2000 Teile.
- Ich möchte fliegen, am liebsten ganz weit weg, ans Meer und frische Krabben essen.
- Ich möchte andere Länder als Deutschland kennenlernen.
- Ich möchte an die Nordsee.
- Ich möchte eine Disco veranstalten (Kinderlieder-Konzert). Julia soll auf der Geige spielen und ich auf einer großen Orgel.
- Ich möchte Dirigent sein (2000 Jahre lang).

Text: Mario Miltz ist ein sensibler, kontaktfreudiger und aktiver Mensch. Die Barrieren, auf die er stößt, machen ihn oft traurig. Er lebt in einer Wohngruppe in Oberteuringen und arbeitet in der Werkstatt für Menschen mit Behinderungen (beides Stiftung Liebenau).



Gece = Nacht

Dunkel heißt karanlık

Hell heißt parlak

Bunt heißt renkli

Dunkel ist
mein LieblingswortDunkel sind
meine Haare

Dunkel ist die Nacht

Nacht heißt gece

Sternenfunkeln.

Furunkel.

KREATIVITÄT

Brücke zwischen den Kulturen

Nevin Aslan (45), ist geboren und aufgewachsen in Ravensburg. Sie lebt seit 2007 in der Lebensgemeinschaft der Arche Ravensburg. Ihre Familie stammt aus dem Osten der Türkei. Nevin versteht arabisch und türkisch und kann in beiden Sprachen antworten. Beim Literaturwettbewerb des Vereins „Die Wortfinder“ ist Nevin dieses Jahr mit ihrem Gedicht prämiert worden. Mehr als 500 Autoren und Autorinnen aus Deutschland, Österreich und der Schweiz haben teilgenommen. Es gab mehr als 1000 Beiträge zum diesjährigen Thema „Licht und Schatten, Hell und



Dunkel“. Die ausgezeichneten Gedichte werden im literarischen Wandkalender 2021 und auf einer Audio-CD der Wortfinder veröffentlicht. Das Gedicht wurde von Nevin zweisprachig geschrieben. Es verknüpft

anschaulich ihre zwei Lebenswelten: ihren Lebensmittelpunkt und ihre türkische Herkunft.

Text und Foto: Jeannine Delia, Öffentlichkeitsarbeit Arche Ravensburg

GESELLSCHAFT

Früher Munitionslager, heute Urlaubspark

Zivilcourage verhindert Katastrophe für ganzen Landstrich.

Ab September 1939, direkt nach Kriegsbeginn, wurde mit dem Bau der Heeresmunitionsanstalt – kurz Muna – im Urlauer Tann in der Nähe von Leutkirch im Allgäu begonnen. Die Baumaßnahmen setzten sich den ganzen Zweiten Weltkrieg hindurch fort. Dabei wurde die Größe der Muna schon am Anfang festgelegt und etwa 80 Grundstückseigentümer mussten ihre Flächen um einen billigen Preis verkaufen. Zunächst wurde Munition gefertigt. Die Ausgangsstoffe, zum Beispiel Patronenhülsen, Artilleriemunition, Sprengstoffe, Kartuschen wurden mit der Bahn angeliefert und in diesem Lager zu fertiger Munition zusammengebaut. Dafür waren 1942 800 Personen vom deutschen Militär, 200 Mädchen vom Kriegshilfsdienst und 800 russische und französische Kriegsgefangene beschäftigt. Ab 1943, nach der Kriegswende von Stalingrad und der Landung der Alliierten in Nordafrika, wurden auch Kampf-



Die Geschichte der Muna, von Kommandant Zöller (rechts) und Pfarrer Willburger zeigt eine Dauerausstellung im Museum im Bock in Leutkirch.

stoffe, das heißt Giftgasmunition eingelagert: Gegen Kriegsende im März 1945 waren dort etwa 20 000 Tonnen herkömmliche Munition wie Granaten und 20 000 Tonnen Giftgas. Genau zu dieser Zeit wurde Günther Zöller Kommandant der Muna. Gleichzeitig erging von Hitler der Nero-Befehl, also die Taktik der verbrannten Erde. Das bedeutete: Die Muna sollte gesprengt werden. Das wäre wegen der gelagerten Kampfstoffe eine große Katastrophe für Mensch und Natur gewesen. Zöller hat diese Gefahr erkannt und wollte dies verhindern. Mit dem Dekan und Pfarrer August Willburger aus Urlau hat er



einen Gleichgesinnten gefunden. Das NS-Regime, allen voran Gauleiter Wilhelm Murr, drängte Zöller immer wieder zur Sprengung. Durch Hinhalte-taktiken und Terminverschiebungen zögerte er die Sprengungen immer wieder hinaus. Dann, am Samstag, den 28. April 1945, konnte die Muna unbeschadet an die französischen Alliierten übergeben werden. Damit war Zöller außer Gefahr. Er schloss sich den Alliierten an und beteiligte sich an der Verfrachtung der Kampfstoffe zur Versenkung in die Nord- und Ostsee. Diese Stoffe gefährden bis heute die dortigen Fischbestände. Die herkömmliche

Munition wurde durch Sprengung vernichtet. Bis 1960 war der Urlauer Tann Sperrgebiet. Von 1961 bis 2007 hatte die Bundeswehr dort ein Munitionsdepot betrieben. Nach Abzug der Bundeswehr war kurzfristig ein Sägewerk geplant. Die Finanzkrise zerschlug diese Idee und ab 2009 plante Center Parcs einen Ferienpark. Vor dessen Bau wurden die letzten Altlastbestände beseitigt. Im März 2019 war die Anlage fertig und voll funktionsfähig. So wandelten sich im übertragenen Sinne die Schwerter zu Pflugscharen. Ob aber mit dem Freizeitkonsum dem gegenwärtigen und zukünftigen Wohl der Menschheit auf Dauer gedient ist, sei dahingestellt.

Text/Fotos: Heribert Danner, arbeitet in einer Bäckerei und wird von den Ambulanten Diensten der Stiftung Liebenau begleitet. Er interessiert sich für Umwelt- und historische Themen. Für den Beitrag traf er sich mit Matthias Hufschmid, Mitglied im Vorstand des Museums im Bock, Leutkirch.

GESELLSCHAFT

Corona und wir mittendrin



Der Mensch nimmt Informationen

”

größtenteils mit den Augen auf – Hierauf wurde auch in Zeiten von Corona gesetzt:

Überall ausgehängte Warnhinweise, Markierungen, Absperrungen. Doch was ist mit denen, die schlecht oder gar nicht sehen? Wie soll ich als sehbehinderte Person bei einem Mindestabstand von 1,5 Meter eine andere Person um Hilfe bitten, wenn ich mich nicht zurechtfinde, die Warnhinweise und Markierungen nicht (richtig) sehen kann? Es ist verwirrend und anstrengend.

Evelyn Sowa, Sozialarbeiterin

Panik habe ich keine, bin aber vorsichtig. Ich respektiere die Regeln und halte sie ein: Man muss sich schützen, damit man andere schützt.

Irmgard Sailer, ehemalige Mitarbeiterin, Stiftung Liebenau

Die Aufrechterhaltung der Produktion durch Fachkräfte während der WfbM-Schließzeit war eine Herausforderung und gleichzeitig ein spannender Rollenwechsel: So viele unterschiedliche Arbeitsschritte, Qualitätsanforderungen und die Menge an abzuarbeiteten Aufträgen... Durch diese Situation ist der Respekt im Team gegenüber dem Leistungsvermögen unserer Beschäftigten deutlich gewachsen.

Matthias Grupp, Leiter WfbM Markdorf/Ravensburg, Liebenauer Arbeitswelten

Beim Lernen kann man aber nicht richtig verstehen. Beim Lesen ist die Maske unangenehm, weil die Brille von der Atmung anläuft.

C. I., Klientin der Diakonie Pfingstweid

Die Maske stört bei der Kommunikation mit den Klienten durch die nicht sichtbare Mimik, dies macht es schwieriger, die Gefühlslage einzuschätzen. Darüber hinaus gibt es ein Problem insbesondere für gehörlose Menschen, denen das Lippenlesen durch die Maske gar nicht möglich ist.

Falko Stephan, Mitarbeiter Ambulante Hilfen, Diakonie Pfingstweid

Ich singe leidenschaftlich gerne, weil ich merke, dass es mir einfach guttut. Überaus gerne singe ich mit anderen zusammen, weil ich die Vielstimmigkeit besonders bereichernd finde.

Jede Stimme hat ihren Platz und trägt zu einem Ganzen bei, dass ich alleine nicht herzustellen vermag. Singen verstärkt meine Freude und lässt meine Traurigkeiten für eine Weile vergehen. Ich vermisse in dieser „chorlosen“ Zeit die Gemeinschaft, den gemeinsamen Klang, das projektorientierte Üben und die heilende Wirkung des Gesanges sehr.

Sabine Steinbeck, Religionslehrerin

Arbeitsformen wie Homeoffice oder digitale Besprechungsarten wurden zwar bei uns schon seit längerem benutzt, aber durch die Corona-Pandemie zum Alltag. Da ich viele elektronische Entwicklungstests im Labor durchführen muss, war ich oft fast der einzige vor Ort. Da wurde mir nochmal stärker bewusst, dass der persönliche Kontakt zu den Kollegen nicht nur aus sozialen Aspekten wichtig ist, sondern dass bei diesen Flurgesprächen oft wichtige geschäftliche Ideen ausgetauscht werden. Immerhin hatte ich mit dem Autoverkehr und der Parkplatzsuche keine Probleme, da sich die Lage hier durch das viele Homeoffice extrem entspannte.

Richard Strauß, Ingenieur für Elektrotechnik bei der ZF Friedrichshafen

Wir haben uns bei der Arbeit in zwei Schichten eingeteilt, um genügend Abstand zu wahren. Deshalb arbeite ich seit Monaten an drei Tagen die Woche von zu Hause aus. Viele Dinge erledige ich jetzt per E-Mail oder Telefon. Persönlicher Kontakt findet wenig statt und nur mit Maske, Abstand und Trennwand – ich hoffe, dass sich das bald wieder ändert!

Johanna Stephan, Projektkoordination Modellprojekt-BTHG, Sozialamt, Landratsamt Bodenseekreis

“



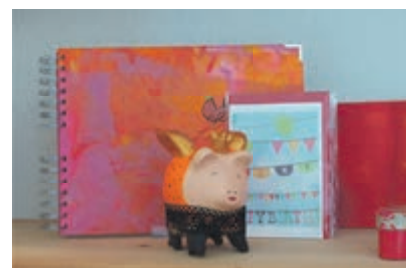
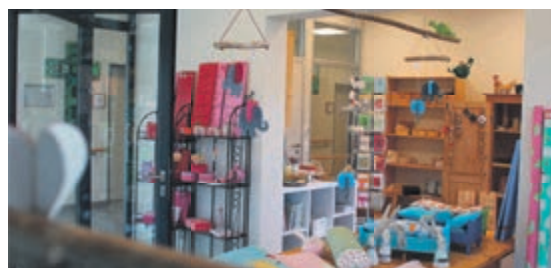
Handgefertigt: Individuelle Geschenke

Die „wir mittendrin“ wird:

Gefördert durch die

Aktion
MENSCH

In den Werkstätten von Menschen mit Handicap entstehen tagtäglich schöne Eigenprodukte: von extravagant bis verspielt, von praktisch bis dekorativ. Jedes Unikat eignet sich als persönliches Geschenk – nicht nur im Advent.



Sie sind gefragt!



Machen Sie mit – denn Inklusion braucht jeden von uns. Schicken Sie uns einen Leserbrief, schreiben Sie einen Gastbeitrag oder werden Sie Mitglied in unserem inklusiven Redaktionsteam „wir mittendrin“. Ihr Engagement ist gefragt, damit Menschen mit und ohne Behinderungen ganz selbstverständlich Teil unserer Gesellschaft sind.

Gestalten Sie Inklusion mit.

Kontakt

Anne Luuka
Öffentlichkeitsarbeit
Liebenau Teilhabe
anne.luuka@stiftung-liebenau.de
www.stiftung-liebenau.de/
teilhabe

Infos in Leichter Sprache

gibt es außerdem auf
www.stiftung-liebenau.de
Einfach oben rechts auf der Seite auf Leichte Sprache klicken.

Ausstecher, Postkarten, Deko und mehr unter anderem im Laden Kunterbunt, Zußdorferstraße 27, Wilhelmsdorf;
www.zieglersche.de

Kerzenständer, Schönes aus Filz, Insektenhotels und Nistkästen, Duftkörper und Windspiele und vieles mehr... unter anderem in den kreuz & quer-Läden in Leutkirch und Rosenharz sowie im Liebenauer Landleben, www.stiftung-liebenau.de

Ökologisch, fair, nachhaltig und Stück für Stück liebevoll aus Holz gefertigt: Greiflinge, Rasseln, Fahrzeuge, Schiebespielzeuge, Holztiere und vieles mehr...
E-Mail: vertrieb@pfingstweid.de, www.pfingstweid.de

INTERNATIONALER TAG DER MENSCHEN MIT BEHINDERUNGEN 2020

Inklusion von Anfang an

Der 3. Dezember ist ein von den Vereinten Nationen ausgerufenen Gedenk- und Aktionstag: Im Mittelpunkt stehen internationale Menschen mit Behinderungen.

Mit dem Tag soll das Bewusstsein der Öffentlichkeit für die Rechte, die Würde und das Wohlergehen von Menschen mit Handicap wachgehalten werden. Der internationale Tag der

Menschen mit Behinderungen wurde erstmals am 3. Dezember 1993 begangen. Er bildete damit den Abschluss der Dekade der Menschen mit Handicap von 1983 bis 1993.